

# Der Spiegel,

oder:

**Blätter für Kunst, Industrie und Mode.**



Alle Mittwoch und Sonnabend erscheint ein Blatt, jedesmal mit einer Abbildung. — Halbjähriger Preis: 4 fl. und mit freier Postzusendung: 5 fl. C. M. — Man pränumERICIRT zu Ofen im Kommissionsamt, und bei allen k. k. Postämtern.

## T r e u b i s z u m T o d .

Erzählung von Hedwig Hütle.

(Be sch l u ß .)

Die Nachricht von dem schrecklichen Vorfall verbreitete sich schnell und brang zu Ohren derjenigen, die sich als dessen Urheber anklagen mußten. Es wurde nur zu laut und allgemein ausgesprochen, wer diese seien, und mehr als je entfernte sich jeder Rechtliche von ihnen. Die Strafbare, die den Namen Mutter so verbrecherisch gemißbraucht hatte, wurde von Allen verachtet und Keiner heute es, wo sich die Gelegenheit bot, ihr den Spiegel ihrer Thate vorzuhalten.

Der noch weit verworfene Förfster, nun ein vollendeter Finsterling, kam in Untersuchung, denn das gefundene Jagdgewehr wurde für das seinige erkannt, doch er war frech genug zu behaupten, daß es ihm entwendet sei, und da Beweise fehlten, so mußte das Gericht ihn freisprechen, obwohl man wußte, daß Justus sein begünstigter Nebenbuhler gewesen war. Wo aber der weltliche Richter nicht in's Dunkel bringen kann und schweigen muß, da richtet früh oder spät eine höhere Instanz, die in's Verborgene sieht.

Auch dem bösen Menschen dünkt es schwer, von dem Fluch der Menge geächtet, so ganz vereinsamt dazustehen, und so blieb dem Förfster späterhin nichts übrig, als die, welche längst der Geist der Sünde seiner werth gemacht hatte, zu ehelichen, wenn gleich sie bedeutend im Alter ihm vorgerückt war. Und so wurden sie ein Paar, trotz dem, daß er sie verachtete und sie ihn zitternd fürchtete. Eine fluchwürdiger Ehe aber hat es wohl niemals gegeben. Mit dem ersten Strahl der Sonne herrschte schon die Zwietracht in den Mauern, und kam ge-

gen den Abend der anholde Geleiter heim, so lehrten mit dem nicht selten Berauschten alle Dämonen ein. Der Wohlstand verminderte sich allmählig, und als Mangel an dessen Stelle trat, da stieg der Unmuth Weiber aufs Höchste und gegenseitige Vorwürfe, auf ein lasterliches Leben begründet, flogen wie scharfe Schwerter hin und zurück, und selbst an thätlichen Mißhandlungen fehlte es nicht.

So verstrichen einige Jahre und die zunehmende Böllerei des Försters erreichte einen so hohen Grad, daß die Behörde drohte, ihm den Dienst zu nehmen. Nichts aber war vermögend, ihn zu bessern, er folgte, dadurch nur noch mehr gereizt, fortwährend dem gemeinen Triebe, durch erheizendes Getränk das mahnende Gewissen zu beschwichtigen. Oft stürzte er dann hinaus, und je wilder er stürmte, desto willkommner war es ihm. So rannte er auch einst an einem neblichten Herbsttage verlor in den Wald hinaus. Wilder, die er nur zu gern verdrängt hätte, verfolgten ihn, und von Seelenangst getrieben, schreckte es ihn nicht, als sich ein Draken erhob, und die Säulen des Waldes, die riesigen Tannen, ihre Häupter fast zur Erde beugten. Vergebens suchte er des Wildes Spur, Alles barg sich in Klüften, und ohne Ziel entladete er verschiedne Mal sein Gewehr, um auch dadurch sich zu betäuben. Spät erst suchte er den Heimweg, der furchtbarste Regen ergoß sich in Strömen, einem Wolkenbruch gleich, und die natürliche Liebe zum Leben erwachte mit der wiederkehrenden Nüchternheit. Schon war er dem drohenden Walde fast enteilt, und stürzte durch die einbrechende Fisteriß fort, um seine Wohnung zu erreichen. Da erhob sich über seinem Haupte ein helles Prasseln, ähnlich nahendem Donnergetön, und die schreckliche Musik nur zu gut kennend, besflügelte er seine Schritte. Umsonst! im Nu stürzte eine ungeheure Tanne und begrub ihn in ihrem Fall, die losgerissnen Wurzeln emporstreckend, so daß ein zäkliger Ast ihm das düstere Herz beklemmte. — Es war eben die Tanne am Waldwege, wo er einst in verbrecherischer Eifersucht die schuldlos Liebenden auf die empörendste Weise, Mord beabsichtigend, aus seligen Träumen aufgeschreckt hatte. — Leise stöhnend lag er da, ohne sich regen zu können, und mußte die Nacht durchwimmern, ohne daß ein menschliches Ohr ihn vernahm. Erst am nächsten Morgen fanden ihn zur Arbeit gehende Waldbarbeiter, als ein dumpfes Wehzen sie zu dem Ort hintrieb, wo des Himmels Raube in ereilt hatte. Flehend bat der sonst nur trotzig Herrschende die Tagelöhner, ihn zu retten; doch erst nach Stunden gelang es, den Halbzerschmetterten zu befreien. Dann wurde er auf einer Bahre von Zweigen heimgetragen. Heulend und wehklagend empfing ihn sein Weib, welches am Abend vorher vergebens ihn erwartet hatte. Der klägliche

Zustand des Mannes erweckte doch einiges Mitleid bei ihr und sie nahm sich seiner an, da sie erkannte, daß seine letzte Stunde nahe sein werde.

Sie hatte jedoch geirrt, denn obwohl Wiederherstellung unmöglich war, er lebte noch mehrere Tage ein jammervolles Leben, fortwährend von unsäglichen Schmerzen und innern Vorwürfen gepeinigt.

„Das habe ich an dem Justus verdient,“ sagte er, selbst die Hoffnung zum Leben aufgebend, „warum konnte — ich ihm das Leben nicht gönnen!“

Was hast du denn dem Leibes gethan?“ fragte sein Weib.

„Still, daß es der Herr Amtmann nicht erfährt!“ rief er ängstlich.

„Ach,“ entgegnete sie, „der kann dir nichts mehr thun, sage mir's, was du auf dem Herzen Herzen hast, so wird dir's leicht.“

„Nun,“ sagte er, und der Aengstlichkeit des Todes bedekte seine Stirn, „ich wußte ja, wo ich ihn treffen würde. Ich ging hin, fand ihn und fing Händel mit ihm an. — Da gab er mir keine guten Worte. — Aus dem Wege mußte er einmal, — wenn Hanne mein werden sollte. — Es war niemand dort, als er. — Ich stieß mit der Kolbe nach ihm, daß er hinunter sollte. — Da griff er, um sich zu halten, nach der Flinte; ich ließ sie los und er stürzte mit ihr hinab; — Gott!“

„Ach Herr Christus, du Mörder! Daran hab' ich keinen Theil!“ schrie, mit hohlen Augen ihn anstierend, sein Weib, und wie eine Wahnsinnige sich geberdend, stürzte sie aus dem Zimmer. — Als sie nach einer Weile zu ihm zurückkehrte, kämpfte er schon mit dem Tode, und um Mitternacht verschied er. Kein Auge beweinte ihn.

Das strafbare Weib versank in die tiefste Armuth, und noch jetzt wandert es von Haus zu Haus, Wohlthaten erbettelnd, die nie mit Liebe, sondern mit abgewandten Blicken ihr gereicht werden.

#### Gebräuche verschiedener Völker bei ihren Malzeiten.

Die Bewohner der Diebesinseln essen allein. Sie ziehen sich zu ihren Malzeiten in den entlegensten Theil ihrer Wohnung zurück, und die Vorhänge dicht vor die Fensteröffnungen, damit Niemand sie essen sehen könne. Dieser Gebrauch rührt wahrscheinlich noch aus früheren Zeiten her, wo sich ein Jeder mit seiner Malzeit verbergen mußte, damit nicht ein eben so Hungeriger aber ihm an Kräften Ueberlegener dazu komme, und ihm seine Speisen wegnehme. Ueberdies ist der

Glaube an Hexerei und Zauberkräfte auch unter jenen Wilden noch sehr verbreitet, und sie essen heimlich, damit kein Zauber auf ihre Mahlzeit geworfen werden könne. Auch läßt sich noch ein anderer Grund angeben, weshalb sie so einsam essen; sie wollen nämlich mit Niemand ihre Mahlzeit theilen, der ihnen in Rang, Reichthum oder Geburt untergeordnet ist, und dieser Stolz verdammt sie ganz natürlich zur Einsamkeit.

Die Bewohner der Philippinen sind dagegen wieder höchst gesellig. Hat Einer von ihnen keinen Theilnehmer seiner Mahlzeit, so läuft er so lange umher, bis er einen gefunden hat; man versichert, der Appetit eines Philippiners möge noch so groß sein, so würde er ihn doch nie befriedigen, ohne einen Gast zu haben.

Die Tafeln der reichen Chinesen sind mit kostbaren Geräthen besetzt, und mit prächtigen seidnen Teppichen belegt. Sie bedienen sich keiner Teller, Messer und Gabeln; jeder Gast bekommt zwei kleine Stöckchen von Elfenbein oder Ebenholz, und weiß damit sehr geschickt umzugehen.

Die Diener, sonst große Freunde der Geselligkeit, essen allein. Wenn die Stunde der Mahlzeit naht, verlassen sämtliche Mitglieder einer Familie ihre Wohnung, mit einem Korbe, in dem sie ihre Speise haben; sie treten dann im Freien einige Klaftern weit von einander, lehnen sich den Rücken zu, und verzehren schweigend ihre Mahlzeit.

Bei manchen wilden Völkern trifft man den Gebrauch an, zu anderen Stunden, als denen zur Mahlzeit bestimmten, zu trinken. Die Nothwendigkeit führte diese Sitte ein, welche dann aus Gewohnheit beibehalten ward. — Die Indianer in Brasilien enthalten sich noch jetzt sorgfältig des Essens, wenn sie trinken, und des Trinkens, wenn sie essen.

Bei wilden Völkern ist der Wirth oft wegen der Unterhaltung seiner Gäste in großer Verlegenheit. Bei einigen indischen Stämmen in Amerika, und namentlich in Neu-Frankreich, rührt daher der Wirth selbst keinen Bissen an, sondern singt der Gesellschaft, oft bis zur gänzlichen Abmattung, etwas vor. G. C.

#### M a s k e n .

Die ersten Masken waren Klettenblätter von der Breite, daß sie das Gesicht bedekten, hernach hatte man sich die Haut gemalt, hatte mit Säuren die Latonage hervorgebracht, Nachahmung der knöchernen Deke des Laton, einer Amphibie. Später kamen auch Leinwandmasken.

Das älteste Verbot in Frankreich gegen das Maskiren fällt in die Regierungszeit Karls des Großen. Gleiche Verbote fanden unter Franz I., Karl IX. und Heinrich III. statt; dies verhinderte aber vornehme Damen nicht, stets maskirt auszugehen. Eine Maske von schwarzem Sammt hieß ein *Wolf*, weil sie den Kindern Furcht machte; man trug sie vermitteltst eines Knopfes, den man im Munde hielt. Etwas später gab es halbe Masken und Nasenkapseln; die letztern verbargen nur die Nase; die ersteren aber ließen Stirn und Kinn frei. Diese trug man unter Heinrich IV. Die Masken galten bei den Frauen als die Verkünder eines hohen Standes. Margaretha von Valois, die erste Gemahlin Heinrichs IV., begünstigte die Mode der Masken sehr. Was die Art, sie zu tragen betrifft, so sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller ziemlich derb darüber: „Es gab Damen, die, aus Besorgniß, sich zu erhitzen, die Maske hängen ließen, wie einen Fensterladen.“

#### Seltames Abenteuer bei Genf.

Ein ehrlicher Fuhrmann aus dem Departement de l' Ain, der gewöhnlich von Bourg nach Genf fährt, nähert sich in der Hälfte des Februars d. J. letzterer Stadt. Eine arme Frau, von Müdigkeit erschöpft, tritt an seinen Wagen, und bittet um Gotteswillen, sie darin aufzunehmen, damit sie noch vor Einbruch der Nacht Genf erreiche. Der Fuhrmann, der sich wohl denken kann, daß der außerordentliche Frost der Nacht dem Weibe schädlich werden dürfte, nimmt es ohne Schwierigkeit neben sich auf seine Strohbündel, wo sich die Frau nach kurzer Dankagung ausstreckt, die Kapuze ihres Mantels über das Gesicht zieht, und einschläft. Der Fuhrmann stört ihren Schlaf nicht, und fährt wohlgemuth einen Abhang unfern von Genf hernieder. In der Ebene angekommen, wirft er den schweren Hemmschuh sorgloser Weise wieder in den Wagen, und treibt, zu Fuß gehend, seine Pferde an das Stadthor, wo er seine Gefährtin auffordert, abzustiegen. — Keine Antwort. — Er wiederholt seine Aufforderung mehreremale; ohne Erfolg. Endlich steigt er ungeduldig auf das Rad des Wagens, und rüttelt die schlafende Frau, die jedoch kein Zeichen des Lebens von sich gibt. — Wie erschrickt der Fuhrmann, da er endlich bemerkt, daß die Arme zur Leiche geworden ist, und daß der unvorsichtige Wurf des Hemmschuhs sie plötzlich getödtet hat! — Er ist außer sich; sein Geschrei, seine Klagen versammeln die Vorübergehenden um seinen Wagen. Polizeibeamte und ein Arzt kommen

herbei. Das Unglück bestätigt sich, und der arme Fuhrmann ist der Verzweiflung und dem Kerker nahe. Mit einemmale ändert sich die Szene. Die Beamten entdecken, daß unter den Frauenkleidern ein Mann, ein mit Pistolen und Messern bewaffneter Mann verborgen ist. In der Tasche des Getödteten findet sich ein Brief, der den Glenden auffordert in eben derselben Nacht um die zwölfte Stunde bei einem Schlosse, unfern von Genf, einzutreffen, um es, mit mehreren Spitzhuden vereint, zu berauben. — Schon dämmert die Nacht über dem See. — Von ihr begünstigt, stellen sich Landjäger um das Schloß auf, und bemächtigen sich einer Bande von neun Subdividen, die um Mitternacht heranschleichen, ihr Bubenstück auszuführen. Die Schloßbewohner werden geweckt, und der Herr des Hauses, ein sehr reicher und bejahrter Gutsbesitzer, sichert auf der Stelle dem unvorsichtigen Todtschläger, dem Retter seiner Habe und seines Lebens, eine ansehnliche Pension bis zum Ende seiner Tage. —

#### Das Konzert im Wallfisch-Skelett.

Zu Gent wurde am 18. Mai 1828 in dem Skelet des Wallfisches, welcher in Jahre 1827 und unfern Ostende an der Küste strandete, und zu Gent für Geld gezeigt wurde, ein Konzert gegeben. Der Raum war groß genug für 24 Musiker.

Der Wallfisch selbst hat 95 Fuß Länge und 18 Fuß Höhe. Bei der Zerlegung sind 40,000 Pfund Speck aus ihm genommen worden, und 125,000 Pfund in Fäulniß übergegangenes Fleisch wurden vergraben. Es ist gelungen, den ganzen Schwanz dieses außerordentlich großen Wallfisches mit Inbegriff der Haut und des Speckes aufzubewahren; er hat eine Ausdehnung von 22 Fuß. Nach der Meinung des großen Naturforschers Cuvier zu Paris muß das Alter dieses Wallfisches an 900 bis 1000 Jahre angeschlagen werden.

#### Der Tjoka-Baum. (*Amherstia nobilis*).

Der berühmte Botaniker, Dr. Wallich, hat in den den Engländern von den Birmanen abgetretenen Provinzen eine neue Baumgattung entdeckt, die er *Amherstia nobilis* nennt. Dieser Baum erreicht eine Höhe von ungefähr 40 Fuß und trägt lange herabhängende

de Blüthe von rosenrothen Blüten, die einen herrlichen Anblick gewähren. Die Birmanen nennen diesen Baum *Tyokla*, und bringen die schönen Blüten ihren Heiligen zum Opfer dar.

#### Die Gewalt der Musik bei Thieren.

Bei einem österreichischen Kavallerie-Regimente hatte man ein Pferd, welches immer nur mit größter Gefahr und Mühe beschlagen werden konnte. Zufällig kam einst, als man eben wieder mit dieser gefährlichen Operation beschäftigt war, ein Soldat, welcher sich vor das Pferd stellte und auf einer Geige spielte. Als das Pferd die Musik hörte, duldete es willig, daß der Fuß aufgehoben wurde und ließ sich ruhig beschlagen. Dieses harmonische Mittel that in der Zukunft stets die nämliche erwünschte Wirkung.

#### Charade.

Gott Lob! mein Weib ist schon drei Tage  
Begriffen auf der Fahrt in's Bad,  
Und lebzig bin ich meiner Plage,  
Als Ganzes glücklich in der That.  
Und ach, so lang ich leb' auf Erden  
Begnügt' ich mich mit Haberbrei,  
Und mit der Ersten dürrn Streu,  
Könn' ich die Zweit' und Dritte werden,  
Denn ich wär' bann auf ewig frei.

R. N. Glaser.

Auflösung der Charade in Nr. 42.

Rosalie.

#### Musikalische Akademie in Pesth.

Die rühmlichst bekannte Klavier-Virtuosin, Dem. Leopoldine Blahetka, deren ausgezeichnetes Spiel bei dem Publikum beider Schwesterstädte in dem frischesten Angedenken steht, veranstaltete zur Freude aller wahren Musikliebhaber den 30. Mai, um die fünfte Nachmittags-Stunde, im Saale „zu den sieben Churfürsten“ ein Privat-Konzert, das ein gewähltes und schönes Publikum versammelte. Die geschätzte Konzertgeberin spielte den ersten Satz des Pianoforte-Konzerts von

Herz, dann mit Hrn. Taborſky ein Potpourri für Klavier und Violine von Moscheles und La font und zum Schluß selbst komponirte Variationen über ein ungarisches Thema. In allen diesen Leistungen bewährte sich die ausgezeichnete Pianistin, deren Vortrag und Anschlag höchst ausgebildet und deren Fertigkeit staunenerregend ist. Die Sicherheit, Rundung und Deutlichkeit ihres alle Tiefen des Gemüths aufregenden Spiels, die Präzision in Griff und Ton sind die Vorzüge, welche Dem. Blahetka zur Meisterin des Klaviers machen. Die ungarischen Variationen sind äußerst lieblich zu nennen und müssen so vorgetragen überaus gefallen. Die Konzertgeberin erfreute sich des lebhaftesten Beifalls und wurde oft durch das Bravo-Klatschen der Damenhände unterbrochen. Die übrigen Konzert-Stücke waren: ein Frühlingslied (Musik von Krenzler) mit gewohnter Rechenfertigkeit von Hrn. Watzinger gesungen, und das recht launigt von Dem. Schröder vorgetragene Gedichtchen: „Die Schifferin.“ — Hr. Taborſky spielte den Violin-Part in dem Potpourri mit jener seltenen Virtuosität, die ihm den ersten Platz unter Pesths brillantesten Violinisten schon längst einräumte.

—st—

#### Kunst = Nachricht.

Der rühmlichst bekannte Violin-Virtuose und Komponist, Herr Kapellmeister Leon de St. Lubin von Wien, ist hier angekommen und wird morgen Donnerstag den 4. Juni, im Saale „zu den sieben Churfürsten,“ nachmittags um 5 Uhr, ein Konzert geben. Wir versprechen uns einen um so höhern musikalischen Genuß, da wir auch in diesem Konzerte die hier anwesende Klavier-Virtuosin Dem. Leopoldine Blahetka, die jüngst in ihrem eigenen Konzerte das ganze Publikum entzückte, in einem Solostück wiederholt zu hören Gelegenheit haben werden. Das Nähere enthält der Anschlagzettel. Billette zu 2 fl. W. W. sind in den Kunsthandlungen der Herren Lichtl, Miller und Soma la und am Tage des Konzerts an der Kasse zu bekommen.

Red.

#### Abbildung Nr. XLIV.

Damen-Kopfpuze. 1. Wiener Hut von Gros de Naples mit Blumen geziert. 2. Pariser Krepphüte. 3. Pariser Tulle-Bonnets.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.